

# Schwalben : Novelle [Schluss]

Autor(en): **Adelung, Sophie von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **5 (1901-1902)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661896>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Erster Schnee.

Wie nun alles stirbt und endet  
Und das letzte Lindenblatt  
Müd sich an die Erde wendet  
In die warme Ruhestatt,  
So auch unser Tun und Lassen,  
Was uns zügellos erregt,  
Unser Lieben, unser Hassen  
Sei zum welken Laub gelegt.

Reiner weisser Schnee, o schneie,  
Decke beide Gräber zu,  
Dass die Seele uns gedeihe  
Still und kühl in Wintersruh!  
Bald kommt jene Frühlingswende,  
Die allein die Liebe weckt,  
Wo der Hass umsonst die Hände  
Dräuend aus dem Grabe streckt.

Aus „Gesammelte Gedichte“ von Gottfried Keller; Verlag: Wilhelm Herz, Berlin.



## Schwalben.

Novelle von Sophie von Adelung.  
(Schluß.)

Anfangs nahm es sich Eberhard nicht sehr zu Herzen; er kam sich wie ein wissenschaftlicher Märtyrer vor; seine Arbeit war gut, das wusste er, und diese Verleumdungen würden es mit der Zeit nur in desto hellerem Lichte leuchten lassen.

Aber als er bald darauf in einer Gesellschaft bemerken mußte, daß einige seiner eifrigsten Gönner sich mit einer gewissen Kühle von ihm wandten, als er hie und da eine spöttische Bemerkung hören mußte, da fühlte er zum ersten Mal, was es heißt, von der Gunst der Menschen abzuhängen, und daß selbst die Wissenschaft all' ihren Launen unterworfen ist. Voll Ingrimm wandte er sich von der Gesellschaft ab und einem

einsamen Fenster zu, um seine Erregung zu verbergen. Da hörte er plötzlich ein leises Rascheln neben sich: die Tochter des Hauses, ein liebliches achtzehnjähriges Mädchen war zu ihm herangetreten.

„Sie schauen wohl auch nach ihnen aus, Herr Doktor?“ fragte sie und sah ihm zutraulich in das Gesicht. „Nach ihnen — wie problematisch das klingt, mein Fräulein! darf ich fragen, wen Sie meinen?“ „Nun nach den Schwalben“ lachte sie: „Sie wissen doch, daß sie heute angekommen sind!“

Nach den Schwalben! Er wandte sich scharf um. Nein, er hatte nicht nach ihnen geschaut, — überhaupt schon lange nicht mehr an sie gedacht und sie riefen merkwürdige Erinnerungen in ihm wach.

Als Eberhard bald darauf Abschied genommen und zu Hause angekommen war, nahm er die letzte der giftigen Rezensionen nochmals vor. Er schraubte die Lampe höher und setzte sich an den Tisch. Still war es, draußen wie drinnen. Allein in seinem Innern kochte es, und ehe er einschlief, mußte er noch einmal die ganze Bitterkeit jener ungerechten Anklagen durchkosten. Seinem Schlaf würde es nicht eben zuträglich sein — er lachte bitter bei dem Gedanken — allein das kam nicht in Betracht. Ein Satz besonders hatte ihn verletzt. Der Verfasser der Kritik hatte, nachdem er Eberhard Volkmers Ideen eine vielleicht glänzende Zukunft prophezeit, bedauert, daß „so himmelanstürmende junge Talente, die sich an die Spitze der neuen Wissenschaft stellen wollen, die Köpfe nicht klar und ruhig genug gegenüber einer solchen Aufgabe halten können. Sie gehe mit ihnen durch. Das beweise am besten der Ausdruck, dessen sich der Autor auf Seite 34, Zeile 5 bediene, der eine veraltete Form sei, die er in diesem Falle nicht hätte benützen sollen, wo es sich darum handle zu beweisen, daß gerade dieser Standpunkt ein überwundener sei. Der Autor habe eben damit gezeigt, daß er selber noch sehr jung sei und der althergebrachten Benennungen noch nicht entbehren könne u. s. w. u. s. w.“

Eberhard saß und starrte auf die Zeilen, dann warf er das Blatt verächtlich weg. Was war es doch für eine erbärmliche Welt, wo man sich um leere Worte stritt! Um Begriffe handelte es sich hier ja durchaus nicht, das war klar, sondern nur um einen Mißgriff in der Form. Die ganze moderne Wissenschaft war im Grunde nichts Anderes, als ein solches Haderen, nicht um Tatsachen, sondern um deren Ausdrucksweise. Und dann fiel ihm ein, wie auch er einmal um eines leeren Wortes willen seine ganze Zukunft verändert hatte, und nicht die seinige allein . . . .

O Marie! Marie!

---

Einige Tage später erklärte Dr. Volkmer seinen Kollegen und Schülern, daß er auf kurze Zeit verreisen müsse. Daß er erholungsbedürftig sei, das sah man ihm an und so erhielt er ohne allzugroße Schwierigkeit einen Urlaub. Wohin er reisen wollte, das mußte er selbst noch nicht, nur fort, fort aus dieser drückenden schwülen Atmosphäre, irgendwohin aufs Land — meinetwegen ins Gebirge.

So kam er an einem Mainachmittage wieder in dem kleinen Landstädtchen an, und da er vor dem nächsten Morgen nicht weiter konnte, beschloß er, ein wenig in dem Städtchen umherzuwandern, ehe er sich im „goldenen Schwan“, der immer noch eben so staubig und schmutzig war, wie ehemals, ein Zimmer bestellte.

Die Straßen und die Menschen kamen ihm ganz dieselben vor, wie dazumal, und als er wie von ungefähr immer weiter und in die Vorstadt geriet, blieb er vor dem kleinen Hause mit den grünen Läden stehen. Das stand auch noch an seinem alten Fleck und lehnte sich eben so vertraulich an den dicken alten Turm wie früher. Allein die Läden waren geschlossen, im Garten wucherten Nesseln und Vogelkraut lustig zwischen den halberstickten Balsaminen und Gelbveigeln empor, und das ganze Häuschen hatte ein verlassenes, ödes Ansehen.

Dreimal schon hatte Eberhard die Klinke des Gartenpförtchens erfaßt, um einzutreten, und jedesmal hielt ihn eine größere Scheu davor zurück. Jetzt klirrte eine Fensterscheibe: aus dem Nachbarhause schaute eine Frau heraus. Eberhard konnte sich nicht entsinnen, sie jemals gesehen zu haben.

„Zu wem wollen Sie?“ rief sie mit scharfer, hoher Stimme.

Eberhard konnte nicht reden, er mußte ja selber kaum, zu wem er wollte und deutete darum nur schweigend auf das kleine Haus.

„So? zum Herrn Schwarz wollen Sie? Ja, das geht nicht. Das Haus ist leer, ganz leer.“

Sie schaute auf Eberhard, wie um die Wirkung ihrer Nachricht abzuwarten. Als sie sah, daß er wortlos auf Weiteres zu harren schien, fuhr sie mit ihrer schrillen Stimme fort: „Ich bin selber fremd hier, wie ich herkam, war niemand mehr dort drüben. Du lieber Himmel! Der alte Mann soll harte Zeiten durchgemacht haben — Berthold Schwarz heißt er — haben Sie ihn vielleicht gekannt? Im vorigen Sommer ist einer dagewesen und hat um die Tochter gefreit. S'ist auseinander gegangen; die Leut' meinen, weil der junge Mensch nicht genug Geld gehabt hat: die Marie hab' nie viel darüber gesagt — wissen Sie, Herr, das war das arme Mädchel; aber krank ist's worden, und lang hat's gelegen, wochenlang, immer am Tod, bis daß unser Herrgott ein Einsehen

gehabt hat . . . . der alte Schwarz ist fort, er hab's kaum überleben können, und jetzt, wo es ihr ein bißel . . . . . Aber du lieber Himmel, wo ist denn der Herr geblieben? Fort ist er, fort und ich hätt' ihm doch noch Allerlei von der Marie und ihrem Vater erzählen können, ob ich's gleich auch nicht selber kennt hab' . . . . Ja, ja, so sind diese fremden vornehmen Leut' . . . ." und brummend ging sie wieder an ihre Arbeit.

Es mochte eine Stunde vergangen sein, da trat sie von ungefähr ans Fenster. „Du lieber Himmel!“ rief sie mit ihrer kreischenden Stimme: „da steht er ja wieder und guckt, als wollte er das kleine Haus da drüben aufgucken mit seinen Augen . . . . Da muß was nicht in Richtigkeit sein.“

Und hocherfreut rieb sie sich die Hände an der Schürze ab, polterte die steilen Treppen hinunter und berührte Eberhard am Arm. „Sie sind gewiß ein gelehrter Herr, der mit dem Herrn Schwarz mit seinen Büchern zu tun gehabt hat,“ sagte sie.

Eberhard nickte zerstreut. Wie blaß, wie krank der fremde junge Mann aussah!

„Da können Sie ganz ruhig sein,“ fuhr sie fort; „in zwei bis drei Wochen ist er wieder da und Sie können ihn sprechen. Sehen Sie, ich weiß es gewiß, denn ich pfleg' den Asklepiumstocck von der Marie, und schau' nach dem Gärtchen. Ja. Und weil ihr das Bad gut tut, so hat der Herr Doktor gemeint, so in vierzehn Tagen könnten Beide — ja, was packen Sie mich denn so am Arm, Herr? Sie sind wohl nicht ganz bei Trost? Ich sag' Ihnen ja, Herr Schwarz kommt zurück, sobald die Marie wieder wohl genug ist.“

„Wo sind sie?“

„Wo sie sind? ach, du liebe Zeit, wer behält die Namen alle! In irgend einem Bad — da, fragen Sie drüben den Apotheker — der weiß es genau. Ich bin ein armes Weib, Herr, ein sehr armes Weib, und jeden Augenblick, den ich an der Arbeit verlier', kostet mich Geld. Wenn Sie . . . .“

Eberhard hatte ihr einen harten Taler in die Hand gedrückt und schellte bereits an dem kleinen Apothekerladen.

---

Er hatte sie endlich gefunden, aber er brauchte lange Zeit, bis es ihm gelang, ihre Wohnung ausfindig zu machen. Dort hatte ihn die freundliche Wirtin ins Gärtchen hinter dem Hause gewiesen, wo Marie, in Rissen gebettet, in einem Lehnstuhl saß. Hätte Herr Schwarz etwas davon gewußt, ich glaube, Eberhard hätte die Schwelle jenes Hauses nie betreten. So aber schritt er ungehindert zwischen den blühenden Flieder- und Goldregenbüschen hindurch, bis zu dem geschützten Plätzchen, wo Vater und

Tochter saßen und begrüßte sie stumm, aber mit vor innerer Bewegung bebenden Gesichtszügen. Herr Schwarz fuhr empor, dann ließ er sich wieder auf seinen Stuhl zurückfallen, als wolle er sagen: „Schicksal, wer kann etwas gegen dich?“ Marie war im ersten Augenblick sehr blaß geworden — dann sehr rot. Aber sie gewann die Fassung zuerst wieder, und es entspann sich ein Gespräch zwischen den drei Menschen, dem man es nie angehört haben würde, daß sie sich einst mehr waren, als bloße Bekannte.

Herr Schwarz war auffallend verändert, seine gutmütigen Züge hatten etwas Spitzes, Hartes angenommen und sein Blick etwas Unstütes, wenn er von Eberhard auf Marie und von dieser wieder auf Eberhard zurücksah. Das hatte außer der Krankheit der Tochter, welche ihn bekümmerte, noch einen anderen Grund. Herr Schwarz schrieb keine Novellen mehr. Seit die eine Liebesgeschichte seines Kindes ein so jähes Ende gefunden, war ihm die Luft zu allen vergällt worden und das wurmte und nagte an seinem Herzen: er hätte so gerne die ganze Menschheit glücklich gemacht und Alle sich nach und nach paarweise „finden“ lassen!

„Und Marie? Blaß und schmal, wie sie war, kam sie Eberhard verklärt vor — oder war es der Abendsonnenschimmer, der sein Licht über sie goß? Er verlor, in ihr Anschauen versunken, immer mehr und mehr der Rede Fluß: es war ihm, als habe ihm seine selige Mutter vom Himmel hernieder ein Geschenk gezeigt, so groß, daß er nicht die Hände danach auszustrecken wagte. . . .

Und nun saßen sie allein beisammen, denn Herr Schwarz war ins Haus gegangen, um etwas zu holen.

Sie hatte bis dahin fröhlich geplaudert; ihre Stimme hatte so hell geklungen, daß der Vater oftmals fast ungläubig nach seinem Kinde schaute. Jetzt schwiegen sie beide und blickten in den rosigen Abendhimmel hinein, als solle von dorthier etwas kommen, das ihnen das Sprechen erleichtere. Und es kam auch etwas: mitten in die Stille hinein, in das Gurgeln des Baches, der zwischen Geröll an der Rückseite des Hauses vorbeifloß, in das Duften des Flieders.

„Marie,“ sagte Eberhard leise und wies hinauf, während er sich zu ihr beugte: „Sehen Sie dort droben —?“

Sie erschrak, wurde blaß und senkte die Augen.

„Marie, das sind ja Schwalben — unsere Schwalben.“

Sie blickte ängstlich fragend zu ihm auf: „Sind Sie sicher, daß es keine — keine — Turm“

„Marie“ sagte er bloß, „Marie!“

„Wenn du mich denn durchaus deine „Schwalbe“ nennen willst, so ist mir's recht,“ sagte Marie zu ihrem Mann: „denn „Turmsegler“ könntest du deine Frau nicht gut nennen.“

Sie ist sehr übermütig geworden, weiß sie doch, daß sie Eberhard viel zu vergeben und zu verzeihen hat, und es ist merkwürdig, wie viel Tiefempfundenenes, Durchdachtes aus ihren Reden herausklingt, obschon sie keine gelehrte Frau ist.

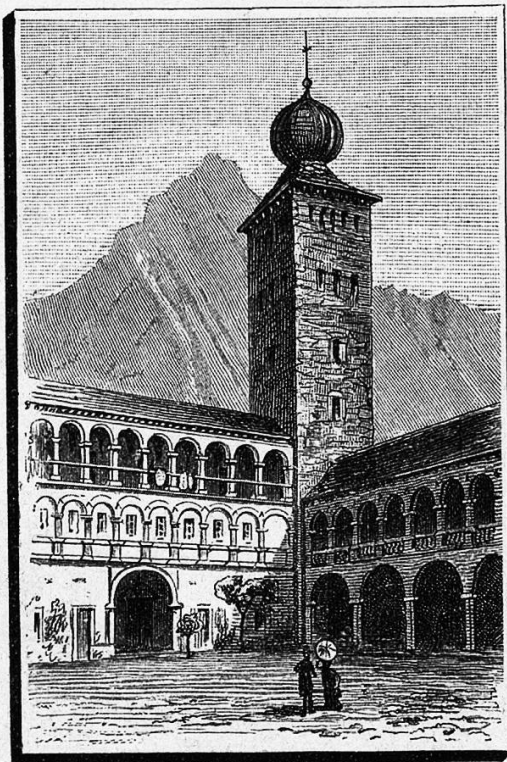
Herr Schwarz reißt sich vergnügt die Hände: Gottlob, sein Kind ist wieder glücklich, nun ist es an der Zeit, auch wieder an das Glück der übrigen Menschheit zu denken.

## Eine Sommersfahrt.

Von Friedr. Meili, Zürich-Wiedikon.

(Fortsetzung.)

Nach einer Reihe stattlicher Gebäude zu urteilen, ist in Brig ein alteingesessener Wohlstand zu finden. Zwar hat auch dieser Ort seine Schicksale gehabt. Zum letzten Mal wurde er durch Menschengewalt in den Jahren 1798 und 89, durch die Fluten der ungeberdigen Saltine aber noch im Jahr 1868 hart geschädigt. Nach außen geben ihm die



Stockalper-Schloß

vielen Türme der schmucken Jesuitenkirche, des Jesuiten- und Ursulinerinnenklosters, besonders aber des Stockalperschlosses ein südliches Gepräge. Das Jesuitenkollegium wurde von andern geistlichen Lehrern mit gutem Erfolg weitergeführt, als 1847 die Jesuiten selbst das Land verlassen mußten. Im Ursulinerinnenkloster werden die Lehrerinnen für das deutsche Sprachgebiet von Wallis erzogen. Der Hauptrepräsentant der Familie Stockalper lebte im 17. Jahrhundert, hieß mit Vornamen Kaspar, empfing um seiner militärischen Eigenschaften willen viele Ehrungen im Ausland, entsumpfte einen Teil des Wallis, führte mit Hülfe der Jesuiten